

(Nachdruck verboten.)

61

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Jetzt kam Frau Kongsgaard heraus und auch der Herr; ein Mädchen lief voraus nach dem Wagen mit einem kleinen Tritt und half ihrer Herrin hinauf; der Gutsbesitzer blieb oben auf der Treppe stehen bis sie Platz genommen hatte. Sie war schlecht zu Fuß. Aber was für ein Paar Augen ihr heute im Kopf saßen! Pelle beeilte sich, nach der anderen Seite hinüberzusehen, als sie das Gesicht dem Hofe zuwandte. Die Leute munkelten davon, sie könne einen Menschen nur durch ihren Blick ins Unglück bringen, wenn sie es wollte. — Jetzt ließ Gustav den Hund los, der tanzte vor den Pferden her und klaffte als sie vom Hof herunterfahren.

So schien die Sonne doch nicht an einem Alltag. Es blendete, wenn die weißen Tauben in vereinten Scharen über den Hof flogen und ihre Flügel so regelmäßig schlugen, als drehe sich ein großes weißes Rad im Sonnenschein herum; der Schimmer von ihren Flügeln huschte blitzschnell über den Dunghaufen und veranlaßte die Schweine, mit einem fragenden Gurren den Kopf zu erheben. Drüben in den Kammern saßen die Knechte und spielten „Sechshundsechzig“ oder beschlugen ihre Holzschuhe, Gustav fing an auf seiner Handharmonika zu spielen: „Als Noah aus der Arche kam, als Noah aus der Arche kam —“

Pelle schlenderte vorsichtig auf den oberen Hofplatz nach der großen Hundehütte hinüber, die man nach dem Winde drehen konnte; er setzte sich auf den Rand des Daches und fuhr Karussell, indem er jedesmal, wenn er an dem Staket vorüberkam, mit den Füßen abstieß. Auf einmal kam ihm der Gedanke, daß er selbst aller Sünde sei und sich am liebsten verkriechen müsse. Er ließ sich hinabfallen und kroch in die Hundehütte und legte sich rund in das Stroh hin, den Kopf auf den Vorderpfoten. Da lag er eine Weile und starrte auf das Staket hinaus und ließ die Zunge, nach Luft schnappend, aus dem Munde hängen. Da hatte er plötzlich einen Einfall, der ihn überkam wie ein Niesen und ihn alle Vorsicht vergessen machte. Im nächsten Augenblick war er im vollen Gange, von dem Treppengeländer des Haupthauses herunterzurutschen.

Er hatte schon siebzehn mal gerutscht und war ganz davon in Anspruch genommen, es bis auf fünfzig mal zu bringen, als er ein scharfes Pfeifen drüben von dem großen Wagentor her vernahm. Dort stand der Landwirtschaftsleue und winkte ihm zu. Pelle schlenderte wie ein begossener Fudel dahin, er bereute bitter seine Gedankenlosigkeit. Nun sollte er wohl wieder Transtiefel schmieren, vielleicht für sie alle zusammen.

Der Eleve zog ihn in das Tor hinein und schob es zu. Es ward dunkel. Der Junge, der aus dem grellen Tageslicht kam, konnte im Anfang nichts unterscheiden, und das was er allmählich unterscheidet, nahm unheimliche Umrisse an in seiner eingeschüchterten Phantasie. Stimmen lachten und brummten undeutlich vor seinen Ohren, und einige Hunde, die ihm schrecklich groß erschienen, tummelten um ihn herum. Ein unheimliches Entsetzen beschlich ihn, begleitet von verrückten, springenden Vorstellungen von Mäubern und Mord, und er fing an, laut vor Angst zu schreien. Eine mächtige, grobe Hand legte sich ihm über das ganze Gesicht, und in der Stille, die auf seinen erstüchten Schrei folgte, hörte er draußen im Hof eine Stimme den Mädchen zuzurufen, sie sollten kommen und etwas Ergötliches sehen.

Er war zu sehr vom Schrecken gelähmt, um zu fassen, was mit ihm geschah, und wunderte sich nur schwach darüber, was da draußen im Sonnenschein wohl so Ergötliches sein könne. Ob er wohl jemals die Sonne wiedersehen würde?

Als Antwort auf seinen Gedanken wurde der Torweg auf einmal aufgerissen. Das Licht strömte herein, er kannte die Gesichter um sich her und stand da selbst mit naaktem Leibe mitten im Sonnenlicht, die Hosen auf die Fersen herabgezogen, das Hemd unter der Weste in die Höhe geschoben. Neben ihm stand der Eleve mit einer Fahrpeitsche und schlug nach seinem naakten Leibe.

„Vorwärts!“ rief eine befehlende Stimme, und sinnlos vor Schrecken und Verwirrung sprang Pelle auf den Hof hinaus. Da draußen standen die Mägde, sie lachten und klatschten bei seinem Anblick, er wandte sich und wollte wieder in den Torweg hineinfliehen. Aber die Peitsche traf ihn und er mußte wieder hinaus in das Tageslicht, er hüpfte wie ein Känguruh und rief neuen Jubel hervor. Da draußen stand er still, stellte sich aufrecht hin und weinte hilflos, während rohe Bemerkungen auf ihn herabhagelten, namentlich von seiten der Mägde. Erkehrte sich nicht mehr an die Peitsche, sondern kroch nur zusammen, um sich zu verbergen, bis er als krampfhaft schluchzender Klumpen auf dem Steinpflaster niederfiel.

Die starkknöchige Karna kam aus dem Keller gestürzt und drängte sich scheltend vor. Sie war dunkelrot vor Zorn, auf ihrem sommersprossigen Hals und den dicken Armen saßen braune Klatsche von den Kuhschwänzen vom letzten Melken her, sie glühten plumpen Tätowierungen. Sie schleuderte ihren Pantoffel dem langen Eleven gerade ins Gesicht, hüllte Pelle in ihre Schürze aus Sackleinen und trug ihn in den Keller hinab.

Als Lasse hörte, was dem Jungen zugestoßen war, nahm er einen Hammer und lief umher, um den Landwirtschaftsleuen totzuschlagen. Der alte Mann blickte so aus den Augen, daß niemand es wagte, sich ihm in den Weg zu stellen. Der Eleve hatte es indessen am geratensten gehalten, zu verschwinden; und da Lasse keinen Ablauf für seinen Zorn fand, überfiel ihn ein zitterndes Weinen und Frostschauer. Er wurde ganz krank, so daß die Knechte ihm mit einem gehörigen Schluck Branntwein aufhelfen mußten. Das heilte mit einem Schlag das kalte Fieber, und Lasse kam wieder zu sich und konnte dem eingeschüchterten, schluchzenden Pelle ermunternd zunicken.

„Nur immer ruhig, Junge,“ sagte er tröstend, „nur ruhig, Du! Noch niemals ist ein Mensch seiner Strafe entgangen, und Lasse will dem langen Halbsatan den Schädel spalten, so daß ihm das Gehirn aus der Schnauze raus-spritzt, verlaß Dich drauf!“

Bei der Aussicht auf diese kräftige Bestrafung seines Peinigers klärte sich Pelles Gesicht auf, und er kroch auf den Heuboden hinauf, um Heu für das Mittagessen der Kühe hinunterzuwerfen. Lasse, der nicht so gern hinaufkriechen mochte, ging in den Futtergängen umher und verteilte das Heu. Während er so ging, arbeitete es in ihm, Pelle hörte ihn fortwährend laut vor sich hinreden. Als sie fertig waren, ging Lasse nach der grünen Kiste und holte ein schwarzes seidenes Tuch heraus, das Mutter Bengtas Staatsstuch gewesen war; er sah so feierlich aus, als er Pelle heranrief:

„Pelle, lauf damit zu Karna hinüber und bitte sie, daß sie es nicht verschmäht! Denn so arm sind wir auch nicht, daß wir die Güte mit leerer Händen gehen lassen. Aber Du mußt es keinem Menschen sehen lassen, damit sie nicht neidisch werden. Mutter Bengta wird es sicher nicht übelnehmen in ihrem Grab; sie hätt' es selbst vorgeschlagen — wenn sie sprechen könnt'. Aber nu hat sie ja Erde im Mund, die Aermste!“ Lasse seufzte tief.

Er stand noch eine Weile da und wog das Tuch in der Hand, ehe er es Pelle gab, der damit weglief. Aber er war gar nicht so sicher in bezug auf Bengta, wie seine Worte klangen, der alte Mann wollte gern ihre Andenken sich selbst und dem Jungen gegenüber beschönigen. Es ließ sich wohl nicht leugnen, daß sie sich in einem Falle wie diesem widerlegt haben würde, eifersüchtig, wie sie war; und am Ende kam sie noch auf den Einfall, wegen dieser Geschichte zu spuken. Aber Herz hatte sie doch gehabt, für ihn wie auch für den Jungen, und gewöhnlich sah es auch, wo es sitzen sollte — das muß man ihr lassen. Dann mußte Gott so milde richten wie er konnte.

Am Nachmittag war es still auf dem Hofe. Die Leute waren fast alle aus, wo sie nun auch sein mochten — wohl nach dem Krug oder bei den Steinhauern auf dem Werk, Auch die Herrschaft war aus, gleich nach Tisch ließ der Gutsbesitzer anspannen und nach der Stadt fahren, und eine halbe

Stunde später rollte seine Frau im Ponywagen hinter ihm her — sie mußte auf ihn aufpassen, sagten die Leute.

Der alte Lasse saß oben in einem leeren Stand und flüchte Belles Kleider, der Junge lief im Futtergang umher und spielte. Er hatte einen alten Stiefelknecht gefunden, den klemmte er unter's Knie und tat so, als ginge er auf einem hölzernen Bein. Währenddem plauderte er sorglos mit dem Vater. Aber er war doch nicht so laut wie sonst, das Erlebnis vom Vormittag saß ihm noch in den Knochen und wirkte dämpfend; es saß da im Grunde als Geldentat, die er ausgeführt hatte und über die er jetzt beschämt war. Noch ein anderer Umstand stimmte ihn feierlich — der Verwalter war dagewesen und hatte gesagt, die Kühe sollten am nächsten Tage hinaus. Pella sollte das Jungvieh hüten, und dies war also der letzte freie Tag, vielleicht diesen ganzen Sommer.

Er blieb vor dem Vater stehen: „Womit schlägst Du ihn tot, Vater?“

„Mit dem Hammer, soll' ich meinen.“

„Schlägst Du ihn ganz mausetot — so tot wie einen Hund?“

Lasse nickte unheilverkündend: „Ja, mausetot!“

„Aber wer soll uns denn die Namen vorlesen?“

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf. „Da hast Du mal 'n wahres Wort gesagt!“ rief er aus und kraute sich erst an einer Stelle, dann an einer anderen. Jede Kuh hatte ihren Namen mit Kreide über ihrem Stand angeschrieben, aber keiner von ihnen konnte lesen. Der Verwalter hatte freilich die Namen einmal mit ihnen durchgenommen; aber es war unmöglich, die fünfzig Namen von dem einen Male zu behalten — nicht mal der Junge konnte das, und der hatte doch sonst ein so verteuft gutes Gedächtnis. Wenn nun Lasse den Eleben totschlug, ja, wer sollte ihnen dann wohl helfen, die Namen zu deuten? Es ging wohl nicht an, daß man zu dem Verwalter ging und ihn noch mal fragte!

„Ja, dann müssen wir es wohl dabei bewenden lassen, daß wir ihn tüchtig durchpeitschen.“

Der Junge spielte eine Weile, dann kam er wieder zu Lasse:

„Glaubst Du nich' auch, daß die Schweden alle Leute in der Welt prügeln können, Vater?“

Der Alte sah bedenklich aus: „Ja — hm, das mag wohl sein!“

„Ja, denn Schweden is viel größer als die ganze Welt, das is es, Du!“

(Fortsetzung folgt.)

## für unsere Jugend.

### Vom Handwebstuhl zur Webmaschine.)

Unser Großvater war ein schlesischer Weber und wenn wir Jungen in unseren Schulferien zu ihm auf Besuch kamen, fiel uns oft ein Bild an der Wand des Wohnzimmers auf, ein einfacher Stahlstich, der die Unterschrift trug: Der schlesische Weberaufstand im Jahre 1844. Auf dem Bilde sah man eine ganze Schar Männer und Frauen (auch einige Kinder waren dabei), wie sie die Straße heraufzogen. Von der anderen Seite kam Militär angerückt: Grenadiere, die ihre Flintenkugeln hinüberschickten. Pulverdampf, zu Tode getroffene Menschen, erschreckte, verzweifelte Gesichter, das war der Eindruck, den dieses einfach ausgeführte Bild immer auf uns Jungen hinterließ. Und wenn wir zum Großvater von dem Bilde sprachen, dann erzählte er uns immer wieder von den hungernden Webern, die Brot haben wollten und dafür Flintenkugeln erhielten.

Der Großvater erzählte: „Das Jahr 1844 war für uns schlesische Weber ein Hungerjahr. Zwar sind wir Weber das Hungern von jeher gewohnt gewesen, denn immer hatten wir einen mühseligen Kampf ums Dasein zu führen. Schon unter der Regierung des preussischen Königs Friedrich II. ist Schlesien oft von Hungersnot heimgesucht worden. Denn wir Weber saßen in unseren stillen Dörfern, fern von den großen Handelsplätzen und Märkten, wir hatten zu weben und zu spinnen für den Kaufmann, den Händler. Auf den Händler waren wir also angewiesen. Er forderte für den Flach hohe Preise und bezahlte das fertige Garn gering. Der Weber verdiente daher sehr wenig.

\*) Aus Richard Wolbts bereits gewürdigter vortrefflicher Jugendchrift: Im Reiche der Technik, Geschichten für Arbeiterkinder. (Verlag von Raten u. Co., Dresden.)

„Arm wie ein Weber“, das ist schon immer ein Sprichwort in unserer Gegend gewesen.

Aber im Jahre 1844 hatte die Hungersnot besonders unter uns gewütet. Die Ernte war schlecht, die Preise für Lebensmittel gingen in die Höhe, während unser Verdienst immer geringer wurde. Die Händler nahmen von uns Bucherpreise für den Flach ab, wenn sie uns aber unseren Arbeitslohn für das Weben bezahlen sollten, hielten sie die Taschen zu. Die Händler wurden reich, schwer reich, wir Weber aber hungerten. Wir arbeiteten mit Frau und Kind und konnten uns doch kaum satt essen. Wir hatten häufig mittags nicht einmal Kartoffeln auf dem Tisch. Da ergriff uns die Verzweiflung und als uns ein besonders reicher und hartberziger Fabrikant mit Namen Zwanziger in unserer Armut und Not noch verhöhnte, gab es kein Halten mehr.

Am Abend des 3. Juni 1844 zog ein kleiner Trupp von uns an dem Hause des Fabrikanten Zwanziger vorbei und sang das Spottlied:

Hier im Ort ist ein Gericht,  
Noch schlimmer als die Behmen,  
Wo man nicht erst ein Urteil spricht,  
Das Leben schnell zu nehmen.

Hier wird der Mensch langsam gequält,  
Hier ist die Folterkammer,  
Hier werden Seufzer viel gezählt  
Als Zeugen von dem Jammer.

Die Herr'n Zwanziger die Henker sind,  
Die Diener ihre Schergen,  
Davon ein Jeder tapfer schindt,  
Anstatt was zu verbergen.

Hier hilft kein Bitten und kein Fleh'n,  
Umsonst ist alles Klagen.  
Gefällt's euch nicht, so könnt ihr geh'n  
Am Hungertuche nagen.“

Zwanziger wollte die Löhne herabsetzen und schon genügten die alten Arbeitspreise, um mit Weib und Kind zu verhungern. Vor dem Hause des Fabrikanten entstand Lärm, ein Webergeheul wurde verhaftet.

Am nächsten Tage wiederholte sich der Tumult. Gendarm und Polizeiverwalter wurden verjagt, die Fenster der Gebäude Zwanzigers eingeschlagen und ein Teil der Waren in den Dorf-bach geworfen. Zwanziger selbst konnte sich retten. Nun ging es zu zwei anderen Fabrikanten. Wir forderten Lebensmittel für unsere Weiber und Kinder. Die Verzweiflung durchbrach alle Schranken. Dann ging es von Peterswaldau hinüber nach Langenbielau. Immer mehr Weber hatten sich uns angeschlossen mit Frauen und Kindern. Eine Fahne flattert voran. Wie ein Freiheitskrawall ist es über uns gekommen. Da trifft Militär im Peterswaldau ein. Der Offizier, ein blutjunges Kerlchen, des noch niemals Rot und Glend im Leben kennen gelernt hat, kommandiert: „Feuer“. Die Soldaten reißen ihre Schießprügel an die Wangen, eine Gewehrsalve sprüht uns entgegen.

Ein paar Weber und Weberfrauen fallen zu Boden. Wir versuchen, uns zur Wehr zu setzen, aber was sollen wir armen verhungerten Weber gegen die wohlgenährten und bewaffneten Soldaten ausrichten? Nur kurze Zeit dauert der Kampf, das Militär hatte gut „gearbeitet“, 11 Menschen lagen erschossen auf der Erde, 29 wurden verwundet, von denen nachher noch etliche starben. Viele von uns wurden verhaftet und zu schwerer Kerkerstrafe verurteilt. Auch ich habe 4 Jahre als einer der „Nadelstichführer“ und „Aufwiegler“ im Gefängnis gesessen. So hat man uns damals unseren Hunger mit Flintenkugeln auszutreiben gesucht.

Der Kampf der Weber im Jahre 1844 war im wesentlichen ein Kampf um und gegen die Maschine. Solche Vorgänge haben sich oft in der Geschichte der Technik wiederholt. Denn wo die Maschine eindringt mit ihren eisernen Armen und Händen, da verdrängt sie den fleißigen Handwerker von seinem Arbeitsplatz, macht ihn überflüssig, bringt Kummer und Sorge in sein Haus und treibt ihn zum Verzweiflungskampf mit diesen neuen Einrichtungen. So auch hier bei den Webern.

Die schlesischen Weber hatten bisher mit ihren Handwebstühlen gearbeitet. Solch ein Handwebstuhl war ein ganz einfaches Arbeitsgerät. Es bestand aus einem Holzgestell mit vier senkrechten Pfosten. Die Fäden werden der Länge nach straff zur „Kette“ nebeneinander ausgespannt, die Quersäden, der „Eintrag“ und „Schuß“ werden durch das sogenannte Schiffchen hin und her an den Längsfäden durchgezogen. So wird das Gewebe aus Längs- und Quersäden Masche an Masche zusammengeknüpft. Der Weber liegt auf seinem Webstuhl und arbeitet mit Händen und Füßen. Mit den Füßen hat er das „Geschirr“ zu bewegen, mit den Händen die Schiffchen hin und her zu schieben und die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Eine sehr mühselige Arbeit! Die Techniker beschäftigten sich denn auch hier mit der Aufgabe, diese Arbeit durch Maschinen leichter, d. h. für den Fabrikanten billiger herstellen zu lassen.

Diese Bemühungen hatten bald Erfolg. Besonders im Aus-

land Würden wichtige Erfindungen gemacht. So konstruierte Jacquard im Jahre 1799 einen neuartigen Musterwebstuhl, der für die Entwicklung der Webstuhltechnik sehr bedeutungsvoll werden sollte.

Die Erfindung von Jacquard selbst ist unter sehr eigenartigen Umständen vor sich gegangen. Jacquard war Franzose und wurde im Jahre 1752 zu Lyon geboren. Sein Vater war Werkmeister in einer Seidenfabrik, seine Mutter Fabrikarbeiterin. Schon damals mußten die Kinder der Seidenweber in der Fabrik mitarbeiten. Jacquard hatte daher das Gewerbe seines Vaters, das er nun ebenfalls erlernen und betreiben sollte. Der Webersohn stellte sich die Lebensaufgabe, durch Erfindung einer geeigneten Maschine das Weberelend zu mildern.

Nach einem wechselvollen Schicksal gelang es ihm, seine Ideen praktisch zu verwirklichen. Er konstruierte eine Webmaschine, durch die man gemusterte Zeuge im Gegensatz zu früher in ungeheuren Mengen herstellen konnte. Das Muster einer Worte oder eines Teppichs wurde zuerst auf eine Musterkarte oder Musterstreifen durchgeschlagen, der kunstvolle Mechanismus machte es möglich, daß nach dem einen Musterstreifen die Webstühle mit der größten Einfachheit sich herstellen ließen.

Große Freude hat Jacquard an seiner Erfindung nicht gehabt. Napoleon Bonaparte überschüttete wohl den Erfinder mit hohen Ehren, aber die Arbeiter waren auf ihn erbittert. Denn sie fürchteten, und auch mit Recht, daß ihre Löhne durch die Maschine immer mehr sinken würden. Ja, Jacquards Leben war mehrere Male in Gefahr, und er konnte sich einmal nur mit großer Mühe vor den Arbeitern retten, die ihn in die Rhone werfen wollten. In der französischen Stadt Terrazouz schleppte man sogar eines Tages seine Originalmaschine auf den Marktplatz, um sie unter großem Jubel der schaulustigen Menge zu verbrennen.

Wenn Jacquard mit seiner Maschine die Arbeiter befreien wollte, so suchten die Fabrikanten alle Vorteile für sich zu erlangen. Die Fabrikanten sahen in den Maschinen das Mittel, dem Arbeiter noch weniger Lohn zu zahlen wie bisher, obwohl die Webstoffe jetzt billiger hergestellt wurden. Daher wandte sich der Haß der Arbeiter auch hier zunächst dem Erfinder und seiner neuen Maschine zu, in dem Glauben, daß, wenn die neuen Maschinen gerüchert werden, auch die alten Verhältnisse wieder beherrscht werden könnten.

Einen weiteren Schritt zur Verbesserung der Webtechnik unternahm der Engländer Cartwright mit der Konstruktion des ersten mechanischen Webstuhles. Cartwright hatte sich hinter den Weber gesetzt und ihm bei seiner Arbeit zugehört. Er fand, daß das Weben fürchtbar langsam ging. Vor allen Dingen war das Treten des Geschirres mit den Füßen eine äußerst mühselige Arbeit. Der Antrieb des neuen Webstuhls wurde daher der Dampfmaschine übertragen. Die konnte schneller und billiger arbeiten wie der Mensch, den einzelnen verbesserten Gliedern der neuen Webmaschine größere Arbeitsschwindigkeiten geben, so daß dieser mechanische Webstuhl von Cartwright wieder mehr Webwaren in noch viel kürzerer Zeit fertigstellen konnte, als das mit den alten Hilfsmitteln möglich war.

Auch die schlesischen Weber wurden von dieser technischen Entwicklung betroffen. Denn bei den ersten Maschinenversuchen blieb man nicht stehen. Immer wurden die vorhandenen Webstühle verbessert, die jeweiligen Erfahrungen suchte man für den technischen Fortschritt auszunutzen.

Die schlesischen Weber sahen also in ihren Dörfern und webten an ihren Handwebstühlen, so wie sie es vom Vater und Großvater gelernt hatten. Da ließen die Fabrikanten die Weber zu sich kommen und sagten zu ihnen: „Ihr webt zu langsam! Es wird zu wenig fertig! Ihr müßt mehr Leinen für Euren Arbeitslohn liefern!“ Und die Weber setzten sich hin und arbeiteten nicht mehr 10 Stunden, sondern 12, 14, 16, 18 Stunden am Tage. Wieder kamen die Weber zu den Fabrikanten, um die fertige Arbeit abzuliefern. Wieder sagten die Fabrikanten: „Ihr müßt noch billiger arbeiten!“ Da setzten die Weber ihre Frauen und Kinder mit an die Webstühle.

Aber bald waren die Weber bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Der alte Handwebstuhl konnte noch so schnell und so lange am Tage in Bewegung gesetzt werden, der mechanische Webstuhl, die Webmaschine, lieferte doch mehr und billigere Arbeit. Der Kampf der Arbeiter mit der Maschine endete auch hier mit einer Niederlage der Arbeiter.

Es wurden Webfabriken gegründet. Einzelne Unternehmer ließen sich 50, 100, 200 der neuesten Webmaschinen kommen. Die stellten sie in große Arbeitsäle und ließen sie dann wieder von Dampfmaschinen in Bewegung setzen. Das war ein anderes Surren und Pflöhen, Schießen und Knüpfen wie in den Hütten der Handweber.

Für die Allgemeinheit ist die Entwicklung zur Webmaschine zweifellos von großem Nutzen gewesen. Denn in den neuen Webfabriken konnten ungeheure Mengen von Webstoffen zu recht billigen Preisen hergestellt werden, die Menschen konnten sich also billig kleiden. Aber für die Weber selbst hat diese Entwicklung keinen Segen gebracht, denn durch die Fortschritte der Technik wurde auch hier der Arbeiter aus seiner Arbeitsstätte verdrängt und in neue Abhängigkeiten hineingezogen.

Trotzdem nämlich in den Webfabriken so viel gewebt wurde, waren doch sehr wenig Webergesellen notwendig. Zuerst stellte man hinter jeden mechanischen Webstuhl einen Weber, der nur die Webmaschine zu beaufsichtigen hatte. Wo ein Schußfaden riß, wurde die Maschine schnell zum Halten gebracht und der Faden wieder angeknüpft. Bald aber war für jeden Webstuhl ein Weber zuviel. So kunstvoll arbeitete die Maschine, daß der Weber die meiste Zeit untätig dabeistehen mußte. Das sah der Unternehmer. Er gab deshalb dem Weber gleich drei Stühle zu bedienen. Oder ein Stuhlmeister bekam zwanzig Webstühle zur Aufsicht und ein paar Webermädchen oder Weberfrauen wurden dem Stuhlmeister zur Hilfe unterstellt. Ueberhaupt nahm die Frauenarbeit in den Webfabriken von Jahr zu Jahr zu, denn die Weberfrauen und Weberkinder waren billiger wie die Webermänner.

So hat die Technik auch hier in das Zusammenleben der ganzen beteiligten Arbeiterschaft eingegriffen, hat die bisherigen Handweber zu Maschinenarbeitern gemacht, die mit ihren Angehörigen bei den Fabrikanten in Lohn und Brot gehen mußten. Die Weberei ist heute ein ganzer Wirtschaftszweig geworden mit vielen Fabriken und vielen Tausenden von Arbeitern und Arbeiterinnen. Alte Handwebstühle wird man deshalb nach 50 Jahren nur noch in den Museen finden, dort werden sie dem Beschauer davon Kunde geben, wie schnell eine raschlebige technische Zeit diese Arbeitsmittel überwunden hat.

## frostige flitterwochen.

Von E. Schenking.

Sentimentalen Gemütern scheint die Schneedecke, die sich zur Winterzeit über die Erde legt, ein Leichentuch. Mit Unrecht. Einem Bettuch ist sie vergleichbar, denn schlummernd, nicht erstorben, ruht unter ihr das Naturleben. Hier und da entfaltet sogar mitten im Winter das Leben seine vollste Kraft. Im Dezember erblüht die Schneerose im Walde und im Januar finden wir sogar Liebesleute dort. Kreuzschnäbel sind es, die in den Nadelwäldern des Harzes, Thüringer Waldes und des schlesischen Gebirges nicht selten sind und, soweit die Fichte Massenbestände in der Ebene bildet, wie in Preußen und Süddeutschland, auch dort vorkommen.

Ein ständiger Brutvogel ist der Fichtenkreuzschnäbel aber nicht. Zufolge seiner Devise: ubi bene, ibi patria (wo's gut, laß dich nieder) durchstreift er nach Art der Zigeuner das Land und tritt in Gebieten, in denen er jahrelang nicht gesehen wurde, plötzlich in großer Menge auf, wenn der Fichtenjame, der seine Hauptnahrung bildet, gut geraten ist. Und dieser reiche Nahrungsstovrat macht ihm Mut, mitten in Schnee und Eis seinen Haushalt zu etablieren. Das verhältnismäßig große und halbkugelige, aus zarten Nadelholzstäben, Moos, Flechten und Grashälmen hergestellte Nest legt der Vogel versteckt in hohen Fichten an, bald im Wipfel, bald nahe am Stamme, bald auf Gabelästen; immer aber so, daß es von Zweigen überdeckt wird, damit es nicht ins Wochenbett und in die Wiege scheidet. Selbst klingender Frost hindert das Tierchen nicht in seinem Brutgeschäft. So berichtet Wechstein: „Im Dezember 1794 und Januar 1795 war die Kälte außerordentlich stark, daß das Thermometer etliche Male 20 bis 30 Grad unter dem Gefrierpunkte stand, und doch waren in der Mitte und zu Ende des Februars die jungen Kreuzschnäbel alle glücklich ausgekommen, so daß vom Geschrei der Jungen die Thüringer Wälder widerhallten.“ Die Brut wird mit Fichtensamen groß gefüttert, den das Weibchen in kleinen Portionen im Kropf aufweicht. Das Geschäft des Aufzuchtens dauert ziemlich lange, denn der Schnäbel des jungen Vogels muß erst erhärtet, ehe er die Form annimmt, die eine selbständige Nahrungsaufnahme ermöglicht.

Höchst interessant ist es, den Vogel beim Schmause zu beobachten. Hat er einen ihm zuzugenden Fichtenzapfen gefunden, so ergreift er ihn mit dem einen Füßchen, während er sich mit dem anderen am Zweige festhält, bricht ihn mit dem Schnabel ab und trägt ihn auf einen starken Ast. Hier legt er den Zapfen so nieder, daß dessen Längsachse mit der seines Körpers zusammenfällt, ihn mit einem Fuße festhaltend. Das Ausklauben selbst geschieht in der Weise, daß der Vogel mit der Spitze seines Oberschnabels die breite Duschuppe, unter der der Same verborgen ist, in der Mitte aufreißt, den etwas geöffneten Schnabel darunter schiebt und den Kopf seitwärts dreht. Durch die rückwärts Kopfbewegung werden die Schuppenhälften beiseite geschleudert und der Same bloßgelegt. Gleich dem Papagei des Tropenwaldes nimmt nun der „Papagei der deutschen Wälder“ den Samen auf, wendet ihn mit der Zunge hin und her, bis er von dem Flugblättchen und der Samenhaut befreit ist und verschluckt ihn. Da ein und derselbe Vogel bei der Nahrungsaufnahme sein Köpfchen stets nach der Richtung wendet, die er beim Ausklauben des ersten Samenkorns einhielt, wird der anfangs noch biegsame Oberschnabel entgegen der Kopfbewegung gedrückt und nimmt allmählich zu dem gerade bleibenden, weil fixierten Unterschnabel eine gekreuzte Stellung ein: so schlägt der Oberschnabel nach rechts oder links, je nachdem er gewöhnt wurde. Der Wälder unterscheidet demnach „rechte“ und linke „Krinke“, wie er unseren Vogel nennt.

Wenn schon der Kreuzschnäbel auch andere Sämereien, zur Zeit der Not sogar Insekten, besonders Blattläuse, verzehrt, so bilden

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

seine Hauptnahrung doch Nadelholzsamen. Mit deren Gedeihen stehen nicht nur die unregelmäßigen Wanderungen dieser Zigeunervögel in ursächlichem Zusammenhang, sondern es wird durch sie noch eine weitere merkwürdige Eigentümlichkeit bedingt, nämlich die, daß der Vogel nicht verweist. Vrehm berichtet, daß ein im Hochsommer geschossenes Exemplar in den Federn ein Jahr lang und ein anderes, das zur Mumie eingetrocknet war, 20 Jahre lang sich unverändert hielt. Diese Eigenschaft wird bedingt durch die Menge des Harzes, die der Vogel mit dem Holzsaamen zu sich nimmt, wie daraus hervorgeht, daß Individuen, deren Hauptnahrung in anderen Sämereien bestand, diese Eigentümlichkeit nicht besitzen.

Noch eines ist es, das den Kreuzschnabel zu einem durchaus originellen Gefellen macht, nämlich sein Federkleid oder vielmehr die Farbenänderung in diesem. Erwiesenermaßen gibt es nämlich von der dritten Mauser an gerechnet kaum zwei männliche Kreuzschnäbel, deren Gefieder ein gleiches Aussehen hätte. In ihrem Jugendkleide tritt das Grau noch mehr zutage als in dem graugrün gefärbten Habitus des Weibchens. Beim jungen Männchen wird das Gefieder nach der ersten Mauser gelbgrün. Da in diesem Falle der Farbenwechsel nicht nur durch die Mauser hervorgerufen wird, sondern auch durch Verfärbungen, so wird das Kleid um so gelber, je länger es getragen wird. Die Federn einzelner Federpartien, namentlich die der Brustfedern, erhalten nach und nach einen orangefarbenen Saum, während der übrige Teil die graugrüne Farbe beibehält. Nach der zweiten Mauser ist das Kleingefieder der jungen Männchen rot, wiederum zunächst am Fahnen-saum, während der Hauptteil der Feder graue Färbung angenommen hat. Das Rote des Saumes verbreitet sich immer mehr nach dem Schaft hin, bis er schließlich die ganze Fahne überzieht und auch gesättigter erscheint; der bisher orangefarbene Saum wird nunmehr karminrot. Diese Verfärbungserscheinungen vollziehen sich aber sehr unregelmäßig, so daß, wie bereits gesagt, nach der dritten Mauser kaum zwei Männchen in der Färbung gleich sind. Die Weibchen erhalten nie ein rotes Gefieder, und auch Männchen, die im Käfig gehalten werden, kommen niemals über das gelbe hinaus, doch sollen sie das orangefarbene Kleid bekommen, wenn sie dauernd im Freien hängen. Andererseits verlieren völlig ausgefärbte, also hochrote Männchen nach der ersten Mauser, die sie im Bauer überstanden, ihre prächtige Färbung und werden zum größten Leidwesen ihres Pflegers düster grünlichgelb. Das weist darauf hin, daß die Verfärbung der Vogelfedern unter anderem auch von der atmosphärischen Luft beeinflusst wird. Gleich dem männlichen Kreuzschnabel erhalten auch die Pirolmännchen und der Buchfinkenbühl im Käfig ihr Prachtkleid nicht.

Es gibt über die Ursache der roten Färbung des Kreuzschnabelgefieders eine Legende, die vielleicht dem Kopfe eines sinnigen ehemaligen Inhabers eines Klosters im Thüringer Walde, Reinhardtsbrunn, Georgenthal oder Engelsbach, entspringen sein mag. Diese alte Legende hat auch die mechanische Ursache der Schnabelbildung unserer Vögel, die eigentlich eine Mißbildung ist, sehr richtig aufgefaßt, nur daß sie in poetischer Weise dieselbe wo anders gefunden zu haben glaubt, als wo sie zu suchen ist — nämlich, wie wir sehen, im Erwerb des täglichen Lebens. Nach den Mitteilungen jenes alten Klosterbruders sind die Kreuzschnäbel geheiligte Vögel. Aber nicht aus diesem Grunde haben die Gebirgler sie zu Stubenvögeln gemacht, auch nicht wegen der Kurzweil, die die kleinen gefiederten Turner in ihrem Käfig dem Vogelfreund bereiten, sondern aus — Aberglauben. Die Vögel sollen nämlich gewisse „Krankheitsstoffe“ an sich ziehen, und zwar die rechten Kriterien die der Männer, die linken die der Weiber.

Wo Kiefern mit Fichten und Tannen untermischt stehen, kommt der Kiefernkreuzschnabel vor, dessen gleichfalls prächtig rogefärbtes Gefieder in den verschiedensten Abstufungen vom Kennigrot bis zum dunklen Ziegelrot wechselt. Er ist kräftiger als jener, auch schwerfälliger, klettert aber doch gewandt an den dünnsten Zweigen auf und ab, hängt sich auch kopfbwärts daran und gebraucht Schnabel und Füße ganz nach Art der Papageien.

Eine Kreuzschnabelgesellschaft bildet jederzeit eine schöne Zierde der Waldbäume. Am prächtigsten aber nimmt sie sich aus, wenn dicker Schnee auf den Zweigen liegt und sich die roten Vögel von der weißen Last und dem düstern Nadelgrün lebendig abheben. Zu der ansprechenden Färbung gesellt sich ihr frisches, fröhliches Leben, ihre stille, ununterbrochene Regsamkeit. Die Männchen lassen das einfache, aus eigentümlich klirrenden und zwitschernden Tönen zusammengesetzte Liebeslied hören, produzieren sich auch in kleinen Flugkünsten, bis sie ein Weibchen gefunden haben. Mit diesem trennen sie sich von der Gesellschaft und richten die Kinderwiege her, die so schön und so fest und so dicht zusammengewirkt ist, daß man nicht begreift, wie sie dieser so ungeschickt aussehende Vogel mit seinem Kreuzschnabel hat anfertigen können.

Der Kreuzschnabel ist unbedingt eine der interessantesten Gestalten der einheimischen Vogelwelt, dabei zugleich einer der liebenswürdigsten Stubenvögel, und sein Studium wie seine Pflege kann einem jeden Vogelliebhaber nur dringend ans Herz gelegt werden, dringender als das Stedenpferd der kostspieligen Zucht der meist langweiligen ausländischen Stubenvögel.

Eine neue Dickens-Ausgabe. In handlichem Format und gutem Druck bietet der Verlag von Albert Langen, München, eine neue Dickens-Ausgabe dar, von der die Weihnachtsgeschichten und die bekannten Romane „David Copperfield“, „Bleakhouse“ und „Die Pickwickier“ bereits vorliegen. Die beiden ersten Romane stehen in der Reihe der Schöpfungen des großen englischen Humoristen an erster Stelle.

Seinen sozialen Tendenzen nach betrachtet ist oder war Dickens Poet der kleinbürgerlichen Demokratie und teilt ihre Schwächen. Der Mitbegründer der radikalen „Daily News“ hat das leidende Proletariat ergreifend zu schildern verstanden und es an aufreizenden Worten zu seinen Gunsten nicht fehlen lassen.

Aber der kämpfenden Arbeiterbewegung steht Dickens, wie sein sonst meisterhafter Roman „Harte Zeiten“ zeigt, fast verständnislos und jedenfalls interesselos gegenüber. „Alles für den Arbeiter, nichts durch den Arbeiter“ — so könnte man seine humanitären Bestrebungen charakterisieren.

Bei alledem war Dickens jedoch nicht nur ein unübertroffener Humorist und kraftvoller Ankläger, sondern auch ein glänzender Satiriker, so daß er trotz seiner Schwächen auch ein Lieblingschriftsteller bedeutender Sozialisten werden konnte. Karl Marx schätzte seine Romane sehr, und William Morris zitierte ihn mit Vorliebe. Wie entzückend ist nicht auch die Verpötlung des insularen Dünkels in den „Podinappery“ betitelten Kapiteln von „Unierm gemeinsamen Freund“, wie prächtig die Beilegung des politischen Snobismus in „Bleakhouse“, wie einschneidend die Bloßstellungen der Armenschaubrutalitäten und der Schandwirtschaft in Schulwesen Englands. Nicht zum geringen Teil ist es sein sozialer Radikalismus, der Dickens in den siebziger Jahren, wo das sozialpolitische Leben Englands sehr abflaute, als „unmodern“, als einen „Dichter für die Ungebildeten“ erweisen ließ.

Aber das Urteil hat nicht vorgehalten. In den neunziger Jahren erlebte die Wertung Dickens' eine Nachprüfung, und seine Werke wurden auch in literarisch gebildeten Kreisen wieder stark gelesen. Viele seiner Figuren leben in der englischen Literatur, wie sie auch in ihren Grundzügen aus dem Leben genommen sind. Dickens ist in Deutschland oft als Skripturist hingestellt worden, der sich im Vorfröhen von Zerrbildern gefalle, und daß er Schwächen und Sonderbarkeiten zu überstreifen liebt, ist nicht zu bestreiten. Aber er hat bei weitem nicht in dem Maße übertrieben, als deutsche Leser anzunehmen geneigt sind. Nirgends vielleicht findet man so viele Sonderlinge, als wie in England, nirgends hört man auf so starke Gegenläge intellektueller, moralischer und ästhetisch-kultureller Natur — von den allbekannten ökonomischen Gegensätzen ganz zu schweigen — nirgends auf so viel Romantik, Sentimentalität und Gräßlertum als im Heimatland des Dichters. All das spiegelt sich nun in seinen Romanen wider. Wenn ihr ungeheurer Reichtum an humoristischen und rührenden Elementen Dickens auch außerhalb Englands populär gemacht hat, so wird den Volkgenuss an ihnen doch nur haben, der Dickens Land und Dickens Sprache kennt.

Denn Dickens ist nicht leicht zu überlegen. Unserem Schriftdeutsch ist der vollstümliche Zug, den sich die englische Sprache in so hohem Grade bewahrt hat, leider verloren gegangen, und so erhält selbst bei formal-korrekt übertragener der Dialog leicht eine konventionell geleckte Färbung, wo er im Original im vertraulich-nativen Volkston gehalten ist. Noch schwerer hat es der Uebersetzer und noch mehr Verstöße werden daher begangen, wo Dickens seine Personen Volksdialekte sprechen läßt.

Auch die vorliegende von Gustav Meyrink besorgte Uebersetzung ist unter diesem Gesichtspunkt nicht fehlerfrei. Es ist ihr nachzurühmen, daß sie sich flüssig liest. Der Leser merkt selten der Sprache an, daß er eine Uebersetzung vor sich hat. Der Reiz des Romaninhalts wird ihm durch undeutliche Satzbildungen selten geschmälert. Allerdings muß er dafür so gräßliche Sätze in den Kauf nehmen wie „wir vertiefen uns in ein langes diesbezügliches Gespräch“ (Copperfield II, 204). Und grausam hinweggeschwemmt wird oft bei dieser Flüssigkeit der Sprache die wundervolle Vollstümlichkeit, der treuherzige Ton der Dialoge, worin Dickens Meister ist.

Für diesen Mangel sind nicht lediglich die technischen Schwierigkeiten verantwortlich zu machen, die der Unterschied im Geist der beiden Sprachen unüberwindlich erscheinen läßt. Auch wo die Hilfsmittel der Uebersetzung sehr nahe lagen, ist von ihnen ungenügend Gebrauch gemacht worden. Im Copperfield spricht zu Anfang der alte Fischer Pegotty den Dialekt der Norfolk-Küste. Meyrink überseht das in das Deutsch der Waterkant, was nur gutzuheißen ist. Aber wie dann der alte Mann nach dem Verschwinden seiner Pflgetochter aus einer humoristischen eine rührende Perion wird, läßt Meyrink ihn plötzlich im Schriftdeutsch sprechen, das jedem Letztartikel Ehre machen würde, wo Dickens mit künstlerischer Naturwahrheit den Dialekt nur so weit abgedeut hat, wie es in solcher Stimmung das Volk selbst zu tun pflegt. Bei Dickens behält Pegottys Sprache die Heimatfarbe, bei Meyrink wird sie charakterlos. Solches Verfahren würde selbst die Arbeit eines handwerksmäßigen Uebersetzers verunglimpfen, um so mehr hätte man Besseres von einem Schriftsteller erwarten dürfen, der Anspruch auf Kunstlerische erhebt.

Ed. Vernstein.